

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 58 (1954-1955)  
**Heft:** 3

**Artikel:** "Underliecht"  
**Autor:** Freuler, Kaspar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664720>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

heid? Seine brennend-fragenden Augen hefteten sich wieder auf den Porträtkopf; allein der traurig-edle Mund blieb stumm. Hoheitsvoll ist das Haupt leicht geneigt; die Haare sind gescheitelt, ein Schleier bedeckt sie zum Teil nur. Die linke Hand hält einen feinen Behang und ruht ergeben auf der Brust. Ueber einem auf Willensstärke deutenden Kinn liegt die resignierte Linie eines geschlossenen Mundes, und über der starken Nase scheinen die Augen auf eine schmerzvoll-unabänderliche Tatsache herabzublicken.

Der betrachtende Gelehrte gerät mehr und mehr in den faszinierenden Bann dieser Physiognomie, es scheint ihm, als ob sie endlich doch noch sprechen müsste, als Strahlung über die Jahrhunderte hinab, als geheimnisvolle, seelische Anwesenheit in metaphysisch unfassbarer Verbindung mit dem Schauplatz eines von Grösse und Leid geformten Schicksals.

Der Abend war inzwischen über die ehemalige Reichsstadt Schlettstadt herabgesunken, und die Dämmerung verdunkelte die Studierstube des Chanoine Dacheux. Müde des Denkens und Sinnerens sank des Gelehrten Haupt unmerklich tiefer auf den Arm, der auf der Schreibplatte lag. Neben ihm stand in unbewegter Ruhe das Bildnis, das die Gruft in Finsternis und Grabesschutt bewahrt hatte. Und wieder einmal begab sich das Unerklärliche, dass die Tiefen einer Menschenseele Verborgenes zu empfangen vermochten, um es den Lebenden zu offenbaren, geschaut im Geheimnis des Traumes. Dem Schlafenden flüsterte die Stimme aus dem Jenseits das Ungewusste in

die Seele: «Ich bin nicht Friedrichs Frau, noch bin ich Hildegard. Die Pest hat sie alle dahingerafft, mitsamt meinen Brüdern Otto, Ludwig und Walter. In aller Eile wurden sie in Kalk bestattet. Nachdem ich sie alle, so gut ich vermochte, gepflegt und ihnen die Augen zugeedrückt hatte, war ich erschöpft vom Nachwachen und gebrochen von Schmerz. Mein Herz versagte sich dem Weiterleben; am leeren Sterbelager meiner Mutter sank ich um und war gesunden Leibes tot. Die dabei standen, wurden von der Furcht ergriffen und vermeinten, auch mich habe die Pest gefällt. Da warfen sie in panischem Schrecken auch meine sterbliche Hülle ins nämliche Grab, schütteten wieder eine Menge Kalk darüber und setzten weder Epitaph noch Inschrift auf meine Ruhestätte. Und dies ist nun des Rätsels Lösung: mein Antlitz ist nicht von Pestbeulen entstellt, denn mitten aus dem Leben bin ich abgerufen worden. Er wurde dir vergönnt, mein Abbild zu entdecken. So wisse denn, ich bin Adelheid gewesen, die von der Mutter Hildegard genannte vielgeliebte Tochter Adelaide. Und so vergeht der Menschen Macht und Pracht. Dahin ist unser gesamtes Haus der Hohenstaufen, der letzte hat auf dem Blutgerüst zu Neapel dafür gebüsst, was sein Geschlecht verbrochen.»

Die Büste dieser «femme inconnue» wird heute in der Bibliothek der Stadt Seléstat aufbewahrt; zu stiller Stunde mag es dann geschehen, dass Adelheid, die Stauferin, einen besinnlichen Beschauer ihr Geheimnis erahnen lässt.

Agnes von Segesser

## « U N D E R L I E C H T »

Wer kennt das Wort noch: «Underlicht»? Es ist untergegangen samt der Sache, die es benannte. Heute, wenn es Abend werden will in der Stube, dreht man den Schalter und schon ist der Raum wieder taghell. Irgendeine unserer technisch vollkommenen, hervorragenden Glühlampen mit doppeltgewendelten Drähten, Volt und Ampère, leuchtet in jeden Winkel und in jede Ecke und entschleierte die Geheimnisse jener verlorenen blauen Stunden.

Einmal war es anders. Damals, als man noch Zeit hatte. Damals, als das punkt 17.35 Uhr, punkt 16.55 Uhr, noch nicht erfunden war, als man noch nicht punkt 17.30 Uhr die Kinderstunde und punkt

19.30 Uhr die Radionachrichten abhören musste. Damals, als man noch zwischen Tag und Abend eine halbe Stunde, eine ganze gar Zeit hatte, nichts zu tun — Underlicht!

Der Tag verdämmerte, und die Schatten des Abends begannen, die Stube einzudunkeln. Erst wuchsen sie aus den verborgenen Ofentritten, aus den Winkeln um den alten Lehnstuhl, um den runden Blumentisch, wo die hellgrünen Blattpflanzen in mattes Dunkelgrau hinüberwechselten; dann wurden die Wände grauer, die eicherierten Kastentüren, über das Bücherregal mit seinen gedrehten Säulen breiteten sich graue, unsichtbare Schleier und verhüllten die Appenzeller Kalender, die er-

baulichen biblischen Rosengärtlein und ohne Ansehen der Person auch die dreibändige Geschichte der schönen Dogaressa von Venedig. Auf einmal hatte auch der bunte Bodenteppich keine Farben mehr. Der Abend füllte die Stube mit jenem heimeligen Dunkel, das nicht mehr Tag, aber auch noch nicht Nacht genannt sein will. Underliecht.

Langsam wurde auch das Leben auf der Strasse stiller. War die Betzeitglocke verklungen, so kam eiligen Schrittes der Laternenanzünder um die Ecke, nahm mit emsiger Beflissenheit seine Stange von der Schulter, hebelte zielsicher an der Gaslaterne hoch an der Mauerecke und ging nach dieser mechanischen Verrichtung mit geschulterter Stange wieder seines Wegs. Nun überfloss gelber Schimmer die Strasse und das Vorgärtchen, das Schäumchen magern Schnees, das die Mäuerchen deckte. Zwielicht, durch die Muster gehäkelter Umhänge in graue Felder aufgeteilt, warf merkwürdige Schatten über die Decke, die noch unheimlicher wurden, wenn man die Falten der Umhänge sanft bewegte und damit das ganze Schattenreich in zitternde, schwankende Unordnung verzauberte.

Von draussen hörte man das zweirädrige Wägelchen der Milchfrau über die Bsetzi kesseln, dann schepperten unsichtbare, blecherne Milchkessel durch die Dunkelheit und ein paar Scherzworte mochten gebrochen durch die Vorfenster hallen.

«Man wird anzünden müssen? — es ist sechs Uhr vorbei —?»

Aber es pressierte damit keineswegs. Das Anzünden war Abend für Abend eine etwas umständliche Verrichtung, von der man wusste, dass sie zwar getan werden musste, die man aber ohne Gewissensbisse immer wieder um ein paar Minuten hinauszögerte. Einmal, weil man Zeit hatte; dann aber oft auch, weil die Mirza sich in ihrer Dreifarbigkeit quer über die Knie gelegt hatte und mit zufriednem Schnurren zu merken gab, dass auch sie die Feierabendstunde schätze und nicht gestört zu werden wünsche.

Wurde die Dunkelheit allmählich fast unheimlich, so fand sich im Ofenrohr, längst schon die Stube mit süssem Duft füllend, ein Bratapfel; ein grosser, kugelrunder Apfel, in dessen ausgehöhlter Mitte ein Stücklein Kandiszucker schmolz und mit seinem Saft den Apfel an den heissen Boden des Ofenrohres klebte. Das Festgeklebte war mit seinem leicht brenzlichen Geschmack das beste...

War der kleine, warme Raum so frei geworden, so legte die Grossmutter anstelle des Apfels nun den Chriesisack hinein; dort mochte er sich wärmen, bis er um neun Uhr seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt würde.

«Grossmutter, eine Geschichte!» — Wer erzählt heutigentags underliecht noch Geschichten, wie sie die Grossmütter damals zu erzählen wussten? Da fing nun der Erzrüberhauptmann Rinaldo Rinaldini, behütet von seiner Rosa, an, aus purem Edelmuth furchtbare Schandtaten zu begehen; da kam, von einem weissen Schwan dahergezogen, in silberner Rüstung Ritter Lohengrin, um die unschuldige Elsa von Brabant zu erlösen; da sass ein buckeliges Männchen im Keller, werweisswo? Da wurde die schöne Gräfin Genoveva um eines unerklärlichen Frevels willen in eine finstere Höhle verbannt, wandelte feierlich mit ihrem Knäblein Schmerzensreich und der braven Hirschkuh durch die grünen Wälder, bis ihre Unschuld endlich zum Vorschein kam und der böse Vogt Golo eines grässlichen Todes gestraft wurde, bald mit Feuer oder Wasser, bald durch das Schwert, bald auf dem Galgen — in welchem Augenblick dann glücklicherweise die Lampe zu ihrem Recht kam.

Sorgfältig musste das blitzblanke Lampenglas von seinem messingenen Rundgehäuse gehoben werden, der schwärzlich angebrannte Docht wurde mit dem Zündholz ebengestrichen, damit nicht flammende Feuerzünglein am Glas hinaufbleckten. Schliesslich, durch des Zündholzes Kunst, kam der Docht zum Brennen. Das weissliche Milchgas der Lampenglocke dämpfte den harten, gelben Schein des Lichtes, es roch angenehm nach Petrol — und mit einem Schlag war der Bann des Feierabends gebrochen, die Stube hell, und Rinaldini, Lohengrin und die Genoveva verschwunden. Die Grossmutter stand auf: «So gühd jez schüü ordeli hei, Chinde!» Wenn's hoch kam, drückte sie jedem noch ein Willisauerringli in die Hand.

Dann blieb die Stubentüre noch eine Weile lang offen, damit das Treppenhaus seine Dunkelheit verlöre. Die Haustüre schloss sich, und die Kinder wanderten stillvergnügt durch die lange Hintergasse dem Elternhaus zu. Nicht ganz ohne ein wenig Angst im Herzen, es könnte hinter dunklen Holzbeigen der Nachtfeyer auf sie lauern...

Kaspar Freuler



Herbstliche Stadt

Photo: H. P. Roth